

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 333.

Montag, 14. Dezember

1931.

EIN
MÄDCHEN



EIN
AUTO

EIN
HUND



Copyright 1931 by Knorr u. Hirth,
G. m. b. H., München.

ROMAN VON OLE STEFANI.

(29. Fortsetzung.)

Janet lief an den Strand. Unwillkürlich suchte sie ihn ein paar Sekunden mit den Augen ab. Aber sie sah nichts Verdächtigendes. Keinen Fremden. Einige Gendarmen patrouillierten auf den Felsen.

Tarka patzte schon in den Wellen. Eben noch stand er, da kam eine größere angerollt und warf ihn um. Erschrocken blieb er auf dem sicheren Land und keltte das Wasser an.

„Halt den Mund!“ schrie Janet nervös.

Sie sah noch dem Schloß zurück. Auf der Terrasse stand Cranbourne und beobachtete sie aus der Ferne, und als sie ein Stück weitergelaufen war, entdeckte sie hinter einem Gebüsch Lytton Brancott, bemüht, sich vor ihr zu verbergen. Sie tat, als wenn sie ihn nicht gesehen hätte, und lief weiter. „Unter polizeilicher Bewachung!“ spottete sie vor sich hin. „So viel Sorge — ich muß schon lachen!“

Sie hatte ihren Badeanzug unter dem Kleid an. Sie warf es rasch ab und lief in die Wellen. Tarka versuchte ihr nachzukommen, aber sie schwamm ihm zu weit. Brustend kehrte er um, kletterte ans Ufer zurück und heulte ihr kläglich nach. Sie war schon weit hinter den gelben Wasserbergen. Als sie umkehrte, sah sie in ziemlicher Entfernung, seitlich von sich, einen roten Kopf in den Wellen. Sie mußte lachen und schluckte ein Quantum Wasser. Es war entsetzlich salzig. Sie spuckte und nickte und arbeitete sich kräftig ans Ufer zurück. „Gut, daß ich nicht den ganzen Kanal gekreuzt habe!“ dachte sie beim Schwimmen. „Mein getreuer Beschützer wäre drüben sicher hinter mir an die englische Küste gestiegen!“

Sie trocknete sich ab und ließ sich in der Sonne braten. Tarka lobte sie, weil sie heil zurück war. Als sie sich nach Brancott umsah, war er verschwunden — aber Major Cranbourne war als kleiner Punkt auf der Terrasse sichtbar, die er nicht verließ, so lange sie allein draußen war. Sie erkannte ihn an seinem Hemd, das hellblau war. Sie ging zu der Stelle zurück, wo ihr Kleid lag, zog es an und starrte gedankenvoll auf die Fläche des Meeres hinaus.

Ohne daß sie es bemerkt hatte, war Lytton Brancott herangekommen. Plötzlich stand er neben ihr.

Sie sah ihn erschrocken an. Er sprach nicht, sah wie sie über das Wasser, mit einem düstern und verschlossenen Ausdruck.

Sie wußte selbst nicht warum, aber plötzlich fragte

sie ihn: „Glauben Sie, daß Mac Norton einen Komplizen gehabt hat?“

Er wandte sich ihr schnell zu, ohne zu antworten.

Sie fuhr nach einer Weile fort und sah wieder aufs Meer, als spräche sie mit sich selbst: „Jemanden, der noch hier ist. Jemanden, der gemerkt hat, daß wir ihm auf der Spur sind. Und der versucht hat, Onkel Martin zu töten.“

Auf einmal sah sie, wie Lytton Brancott fest die Zähne zusammenbiß. Unter seinen Backenknochen bildete sich jene scharfe Linie. Und nach einer langen Zeit sagte er mit einem ironischen Unterton: „Darf ich mal eine Frage an Sie richten — als Ausländer?“

„Als was?“

„Als Amerikaner. Ich kenne mich im englischen Recht nicht so aus. Vielleicht sind Sie unterrichtet.“

„Bitte?“ sagte sie maßlos erstaunt.

„Eine Frage aus der Theorie des Vermögensrechtes. Wenn jemand, dessen natürliche Eltern nicht mehr leben, der nur noch eine Stiefmutter hat, stirbt — ohne Testament — wer erbt dann das Vermögen?“

Sie sah ihn vollkommen ratlos an. „Ich verstehe nicht, was Sie meinen!“

„Schon gut!“ sagte Brancott plötzlich, drehte sich um und ging weg. Sie sah auf ihn und dann auf Tarka. Tarka rührte sich nicht, er stand, die vier Beine senkrecht in den Sand gehohrt, und sah wieder stumm seinem Feinde nach.

37.

Es wurde Nacht. Onkel Martin brummte ein paar mal: „Merkwürdig, daß wir nichts von Mac Norton hören!“

Er ging immer wieder auf die Terrasse und spähte über den Park weg nach einem Postboten aus.

„Janet!“ sagte Violet klagend. Sie zitterte an allen Gliedern. „Ich kann nicht allein schlafen. Willst du mir Tarka geben? Bitte, tue es, Janet! Es ist der größte Gefallen, den du mir je in deinem Leben erweisen könntest. Schlage es mir nicht ab!“

„Ja —“ sagte Janet zögernd. „Wenn dir so viel dran liegt — natürlich! Ich fürchte nur, er wird sehr unruhig bei dir sein!“

„Das macht nichts. Ich muß ihn haben. Es ist ja nur für die eine Nacht!“

Sie willigte ein, nicht sehr vergnügt. Tarka ahnte noch nicht, was ihm bevorstand. Er lag ruhig zu ihren Füßen und war sehr überrascht, als Violet ihn mit Liebkosungen überschüttete.

„Janet, schläfst du heute nacht wieder bei mir?“ ließ sich Tante Betsy vernehmen.

„Ach nein — danke schön! Mein Zimmer ist ja jetzt in Ordnung. Heute ziehe ich noch einmal ein — zum letztenmal!“

„Ich bin froh, daß wir wegkommen!“ zwitscherte Violet.

„Janet, willst du nicht doch lieber bei mir —“

„Aber Tante Betsy — es ist doch wirklich nicht nötig. Ich weiß, daß ich dich störe. Nein — widersprich nicht! Ich werde herrlich schlafen. Und wenn mich jemand umbringen will, muß er erst die Türen einbrechen. Ich schließe mich ein. Und ich lege meinen kleinen Revolver auf den Nachttisch!“

„Wie du willst!“ seufzte Tante Betsy und Onkel Martin sah Janet beunruhigt an.

Es war nicht so leicht, Tarka zu bewegen, sich bei Violet niederzulassen. Er sah höchlichst erstaunt zu, als Janet ihm seine Decke in einem Winkel von Violets Zimmer richtete. „Hinlegen!“ kommandierte, ihm seinen Keks gab und ihn streichelte. „Schön dableiben — seien Sie ein guter Hund, Mr. Tarka!“

Violet küßte sie, überströmend von Dank, und Tarka wandte ihr, als sie hinausging, einen dicken erstaunten Kopf auf einem unnatürlich lang verzerrten Hals zu.

Sie ging auf ihr Zimmer und schnupperte herum. Es roch noch nach dem Brand, trotzdem Türen und Fenster seit drei Tagen offen gestanden hatten. Dann verriegelte sie die Tür zum Gang und schloß die zur Veranda. Sie war nicht im geringsten nervös. Auf irgendeine Weise war sie über ihren Nervenzusammenbruch hinweggekommen. Sie trällerte vor sich hin, während sie sich auszog, und sprang vergnügt ins Bett. „Nur: Tarka!“ sagte sie betrübt vor sich hin — dann machte sie das Licht aus und schlief sofort ein.

Sie schlief herrlich. Eine Weile wenigstens. Dann ring sie an, lebhaft zu träumen, und wurde sehr unruhig. Fortwährend gab es Feuer und Qualm, sie wollte davonlaufen und kämpfte mit den Flammen. Mit einem erstickten Schrei fuhr sie hoch und brauchte einige Zeit, um sich zu besinnen. Das Zimmer lag ruhig und friedlich da, aber es war bellemmend heiß. Und der Brandgeruch brachte sie zum Husten. Sie machte Licht.

„Es geht doch nicht!“ dachte sie ärgerlich. „Ich halte die Luft nicht aus! Ich muß die Verandatür aufmachen!“

Sie ging hin und öffnete sie. Der Mond schien über den Park, die Veranda lag im Schatten — so stand sie ein paar Minuten und sog beruhigt die kühle Nachtluft ein. Vom Strand her, von der linken Seite, hörte sie das Plätschern der Wellen und durch die Bäume sah sie in der Ferne das langsam gleitende Licht eines Dampfers. Der Ries aus dem Parkweg knirschte und sie sah in der Ferne einen Gendarmen, der ruhig patrouillierte und sich vom Haus entfernte.

„Na also —“ jagte sie lächelnd, seufzte und wollte wieder zurückgehen.

Und dann durchführte sie ein eisiger Schreck. „Nein —“, sagte sie und beugte sich vor. Hinter einem Strauch hatte sich etwas gerührt — etwas Graues, schien ihr. Aber als sie hinsah, war alles still. Sie konnte sich getäuscht haben, es konnte eine Pflanze gewesen sein, die der Nachtwind bewegte.

Sie schalt sich töricht, weil ihr Herz ein bißchen klopfte. Und dann fiel ihr ein, daß sie ja den Revolver hatte herausnehmen wollen. Sie schlüpfte zu ihrem Koffer und fand die Waffe auf dem Grunde einer Seitentasche. Sie nahm sie an sich, knippte das Licht aus und näherte sich wieder der Verandatür.

Der Mond stand tief am Himmel und warf einen flachen Schatten über die Veranda. So konnte sie kaum gesehen werden. Sie schob behutsam und jedes Geräusch vermeidend die Türe auf und kroch auf allen Vieren im Schutz der Brüstung auf die Veranda hinaus.

Es war ein Abenteuer für sie — und das Schönste war, daß niemand sie beobachten und auslachen konnte.

Als sie das massive Holzgeländer erreicht hatte, schöpfte sie einen Augenblick tief Atem.

Sie blieb, auf den Knien liegend, den Oberkörper noch gebückt haltend, die Hand, in der sie den Revolver hatte, auf dem Boden, und hob vorsichtig ihre Nase über die Brüstung. Sie schaute nach dem Busch aus, der ihr vorher verdächtig vorgekommen war. Sie sah ihn nun von der Seite und erkannte deutlich, daß niemand da war.

Und dann fiel ihr Blick auf den Rasen unmittelbar vor der Veranda. Sie hätte beinahe einen Schrei ausgestoßen. Da stand ein Mann in einem grauen Anzug.

Es war Lytton Brancott. Er hatte wie immer seine großen Füße einwärts, stand in gebückter Haltung und fuhr mit den Händen im Grase herum.

Und vier Schritte hinter ihm, im Schatten der Bäume, stand ein zweiter Mann. Janet riß die Augen auf.

Onkel Martin stand da, trotz der Dunkelheit war der verblüffte Ausdruck auf seinem Gesicht erkennbar, mit dem er Lytton Brancott zusah. Er trug seinen langen gestreiften Schlafrock, hatte die Hände in die Taschen gesteckt und seine Pfeife im Mund.

Das dauerte so ein paar Sekunden.

Dann rief Martin Anderson halblaut: „Hallo —“ und Lytton Brancott fuhr mit einem entsetzten Ruck auf. „Hallo — junger Mann... was machen Sie denn da?“ Anderson kam näher und sah dem Amerikaner erstaunt und mißtrauisch ins Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

Sturmfahrt des Schulschiffs „Oldenburgs“ um Kap Horn.

Schon 65 Tage waren wir mit unserm braven Bollschiff von Hamburg aus unterwegs. Es war am Abend des 20. Juni 1927 als wir uns der mit Recht so berühmten Kap Horn-Region näherten. Noch war das Wetter gut und alle Segel standen. Ab und zu lugte der Mond hinter einer Wolke hervor, und dann boten die drei über 50 Meter hohen Segelspyramiden ein überwältigendes Bild.

Aber als wir um acht Uhr die Freiwache antraten, sah man im Süden eine gewaltige, pechschwarze, von Blitzen durchzuckte Wolkendecke, die den ganzen Horizont beherrschte.

Hein Hinrichsen, der älteste Matrose, der schon Xmal um die Erde herumgekommen war, schüttelte den Kopf und sagte: „Jungs, das gibt viele Lust.“ Er sollte Recht behalten. Wir hatten kaum mit unserm frugalen Abendessen begonnen, als ein Mann der Wache durch die Sturmlude hereingröhlte: „Freiwache klar zur Koje“. Dieser mit allgemeinem Fluchen aufgenommene Befehl, bedeutete, mit den Kleidern in die Hängematte, um jeder Zeit bereit zum Aufspringen zu sein. Befehl ist Befehl also rin in die Kiste mit den Plüßen. Seestiefeln und Ölzeug werden vorher noch klargelegt, und bald hört man in dem engen dampfen Logis nur noch das Schnarchen der müden Freiwache.

Draußen geht inzwischen der Krawall los. Die Augenklüver, die Kogals und Bramsegel werden aufgegeit und festgemacht, trotzdem der Wind kaum zugenommen hatte. Aber unser Kapitän war vorsichtig, er wußte, welche große Verantwortung er trug, er hatte das Leben von 60 jungen Menschen in der Hand.

Immer näher und näher, wie das Unheil selbst, kam die riesige Wolkendecke. Jetzt verschwand der Mond ganz, und es wurde so finster, daß man kaum die Hand vor Augen sah. Das Meer wurde unruhig, ein sicheres Zeichen, daß es bald losging. Und es ging los. In den Lüften erhob sich ein Rauschen und Pfeifen, als wenn die wilde Jagd dahergebraust käme. Das Schiff legte sich, trotz der verringerten Segelfläche auf die Seite, als wenn es gleich kentern wollte. Dann kam das gefürchtete Kommando: „Klar bei Marsfallen. Freiwache an Deck“. Schreie tönte die Pfeife des wachenden Matrosen in unsere Ohren. Und wir, die wir sonst nicht so leicht aus der Koje zu kriegen waren, waren mit einem Satz aus der Hängematte. Schimpfend fuhren wir in Ölzeug und Seestiefeln und krochen einer nach dem andern durch das schmale Sturmlut an Deck, wo wir uns wie Blinde nach un-

lern Stationen hintasteten. Raum waren alle Mann an Deck gemeldet, da kam der Befehl: „Großsegel auf. Gei auf Obermarssegel. Hier das Fall.“ Während die Wache aufenterte zum Segel festmachen, klarte die immer noch nicht ganz muntere, herausgeworfene Freiwache das Deck auf. Es war keine Kleinigkeit, in dieser Finsternis das herumliegende Tauwerk wieder ordnungsgemäß aufzuhängen, besonders da schon einzelne Brecher über Deck hielten. Als alles wieder klar war, durften wir uns auf der Schanze aufhalten, wo es noch trocken war. Es dauerte nicht lange, so gesellte sich auch die andere Wache zu uns, die inzwischen die Segel festgemacht hatte.

Der Wind wurde von Minute zu Minute stärker und wuchs zum Sturm, vom Sturm zum Orkan, und zwar aus der für uns ungünstigsten Richtung, nämlich aus Westen, das heißt mit West-Wind kann man nicht Kap Horn umsegeln. Vorläufig konnten wir aber noch vorwärts, da wir noch mehr nach Süden mußten, um dann nach Westen umzubiegen.

Inzwischen war es 2 Uhr morgens geworden, und der Alte entschloß sich, auch die God wegzunehmen, da Gefahr bestand, daß das 200 Quadratmeter große Segel wegglog. Es war ein furchtbarer Kampf, bis der gewaltige Felsen glücklich hoch war. Beide Wachen gingen 'rauf zum Festmachen, eine auf Backbord, die andere auf Steuerbord. Es entwickelte sich ein regelrechter Wettkampf, aus dem schließlich die Steuerbordwache als Sieger hervorging, da sie mit ihrer Seite zuerst fertig war.

Um 4 Uhr konnten wir als Freiwache weg, da wir ja doch jetzt überflüssig waren. Im Logis sah es wüst aus. Das starke eiserne Schott, das nur bei gut Wetter als Tür benutzt wurde, war aufgegangen und im Raum stand fuhhoch das Wasser, in welchem Blechtassen und -teller, Hartbrot, leere Margarine Dosen usw. herumschwammen. Wir ließen alles wie es war, und verschwanden mit Werkzeug und Seestiefel in unsern Hängematten.

Als wir wieder an Deck kamen, war es inzwischen Tag geworden. Es stand eine furchtbare See, wie Berge von grünem Glas sahen die anbrausenden Wogen aus, die entweder unter dem Schiff hindurchliefen, und es dann jedesmal in eine unwahrscheinlich schiefe Lage brachten, oder als gewaltige Brecher über das Deck legten. Eines unserer Rettungsboote, von denen wir vier besaßen, wurde das Opfer eines dieser Brecher. Es wurde glatt aus seinen Lagern gerissen, und Augenblicke später schwammen nur noch einige Trümmer auf den aufgeregten Wellen. Wir mußten uns auf der Schanze festbinden, da die Gefahr bestand, über Bord gespült zu werden. Dauernd war das Schiff mit Schiffen unter Wasser, das immerfort von der einen Seite auf die andere spülte, je nachdem, wie das Schiff überholte. Der Segler lag manchmal bis zu 45 Grad auf der Seite. Oft sah es aus als ob die Raaen das Wasser berührten. Es war unmöglich, auf seinen Füßen zu stehen, wenn man sich nicht irgendwo festhalten konnte.

An diesem Mittag bekamen wir das erstemal kein warmes Essen, sondern nur Hartbrot mit Margarine. Und zwar war das Hartbrot in einem solchen Zustand, daß es kaum genießbar war. Unser Schmutje war nicht imstande, zu kochen, da ihm die Töpfe vom Herd flogen. Es sollte noch über einen Monat vergehen, bis wir wieder einmal etwas Warmes in den Leib bekommen würden. Aber das wußten wir, Gott sei Dank, noch nicht.

Zwei Tage später passierten wir 57 Grad Süd, d. i. die Höhe von Kap Horn, und einen Tag später drehten wir bei, d. h. das Schiff wurde so gelegt, daß der Wind die Segel nur streifte, also nicht mehr auf die Fahrt einwirken konnte. Wir trieben immer mehr nach Süden ab, ohne uns dagegen wehren zu können und die Offiziere machten ernste Gesichtser. Am 10. Juli befanden wir uns auf 60 Grad Süd und immer noch Sturm aus Westen. An diesem Abend sichteten wir in weiter Ferne einen gewaltigen Eisberg. Von Stunde zu Stunde wurde es kälter. Das Thermometer zeigte schon 12 Grad minus, und wir hatten keine trockenen Kleider mehr, außerdem waren unsere Hängematten total durchnäßt und dann kein warmes Essen. Was Wunder, wenn die Mutlosigkeit immer größer wurde, besonders als 5 Mann an der Ruhr erkrankten. Viele prophezeiten den unweigerlichen Untergang. Am 20. Juli 62 Grad Süd, 15 Grad minus. Unsere beiden Anker, die vorn auf der Back lagen, waren zwei große Eislumpen. Die ganze Takelage war mit Eis bedeckt. Doch da als die Lage am verzweifeltsten war, kam scheinbar die Rettung. Plötzlich kam einer ins Logis gestürzt mit dem Freudenruf: „Der Wind raumt“, das heißt er dreht für uns günstig. Und dann, „Obermarssegel los. Großtensegelsack klar zum Heizen“. Ich glaube, so haben die Manöver selten gellappt wie an dem Tag. Und tatsächlich wir machten wieder etwas Fahrt, und zwar gute Fahrt. Leider verloren wir bei diesem Segelsetzen einen guten Kameraden. Ein Leichtmatrose sollte das Bramsegel losmachen. Das Segel schlug ihm gegen die Beine, und er stürzte aus 46 Meter Höhe auf das Deck. Er war sofort tot. Wir

haben ihn am nächsten Tage, in die deutsche Flagge eingehüllt, mit allen Ehren versenkt. „Seemannslos.“

Raum hatten wir unsern Kameraden die letzte Ehre erwiesen, als der Wind wieder in die alte Richtung drehte, und wir nochmals gezwungen waren, beizudrehen, so daß es daselbe war, wie vorher.

Am 26. Juli endlich, wir waren wieder auf 62 Grad Süd angelangt, kamen wir morgens an Deck und glaubten unsern Augen nicht trauen zu dürfen. Das Schiff fuhr, und zwar mit nördlichem Kurs. Der Wind war ganz plötzlich umgesprungen und es wehte direkt aus Süden. Natürlich brühte es immer noch gewaltig und wir setzten nur die Segel, die das Schiff ohne Gefahr führen konnte. Am 28. Juli, morgens 8 Uhr passierten wir wieder 57 Grad südliche Breite, nur etliche 100 Meilen westlicher. Wir sind somit im Stillen Ozean und haben Kap Horn umsegelt.

37 Tage haben wir gebraucht ohne richtige Nahrung, fast ohne Schlaf, ohne trockene Kleider, ohne uns auch nur einmal waschen zu können, und doch dauernd naß, mit dem Bewußtsein, jeden Augenblick in die Tiefe versinken zu können. Für die in dieser Zeit zurückgelegte Strecke braucht man unter gewöhnlichen Bedingungen kaum acht Tage.

Mit dauernd südlichem Wind erreichten wir in knapp einem Monat mit einer Gesamtreisedauer von 129 Tagen das Ziel unserer Reise, Callao, die Hafenstadt der Hauptstadt Perus.

Das spröde Fensterl.

Von Wilhelmine Daltmeier.

Bei der Stasi kann man nicht Fensterln. Alle Buam im Dorf wissen es. Die wird wild, wenn man ihr schöntut. Und doch geht der Hiesel zu ihr Fensterln. Gerad' die hat's ihm angetan, sie, die nicht nur hübscher, sondern spröde und led und kalt tut. Wie sie eines abends seinen Kopf an ihrem Fensterl aufsteigen sieht, jagt sie ihn dreimal hintereinander fort. Zuletzt mit einem Wassereimer.

Bubelnas, aber durchaus vergnügt kommt er unten an, schüttelt sich, prustet:

„Sie wird scho — sie wird scho! Wann nit heunt so morg'n ober auf's Joahr!“ Das ist sein Trost. Nur necken will er sie ein bißel unterdessen, weiß's ja doch nicht gerade nötig war, ihm den Wassereimer überzugießen. Nachts, als sie schon fest schläft, findet er eine Vogelscheuche aus obere Ende der Leiter. Am Morgen kann jeder, der seine Tür aufstut, die Vogelscheuche bei der Stasi Fensterln sehen. Das ganze Dorf lacht.

In heller Wut haut ihm die Stasi bei der nächstbesten Gelegenheit öffentlich eine herunter.

Ihm gefällt ihr rasches Vorgehen. Er bleibt verliebt. Was kann sie eigentlich dafür, daß sie „d's Mander“ haßt? Die Altschwesterin, bei der sie wohnt, und eine Schwester, die einen Ehebruch erlitt, haben ihr das eingetrichtert.

Nicht lange, nachdem die Vogelscheuche an ihrem spröden Fensterl sehnächtig die Holzsteden-Arme ausbreitete, geht die Stasi in den Obstanger ihrer Tante, um Äpfel einzuholen. Der Obstanger liegt außerhalb des Dorfes, wo alle Obstanger der Dörfler angelegt wurden, weil dort der hohe Schatten der Berge sich schon etwas verliert. Der Hiesel hat gelauert. Die Stasi legt eine Leiter an den größten und ältesten Apfelbaum, steigt hinauf, bis in die Krone, die reißten Äpfel zu holen. Der Hiesel, die Hände in den Hosentaschen, steigt vergnügt pfeifend, über das niedrige Gänzl, das ihm kaum bis zu den Knien reicht, steht im Anger, guckt, nähert sich dem Baum und ruft hinauf: „Magst mi?“

„Ehau daß D' weiterkommst!“ tönt's aus der Höhe. Ohne was zu sagen, zieht er die Leiter weg, legt sie auf die Erde.

„Laß d' Leiter stehen!“ schreit sie hinunter.

„Na! D' mußt mir, wenn's abi wißt, in d' Arm' spring'n!“ ruft er zurück.

Es hagelt Worte aus der Baumkrone.

Der Hiesel parlamentiert eine ganze Weile. Als er sieht, daß sie ganz und gar bodt, erklärt er ihr, es bleibe ihr nichts übrig als in seine Arme zu springen, wenn sie die Nacht nicht auf dem Baum verbringen wolle, denn das heute hier draußen noch jemand vorbeikäme, der ihr die Leiter geben würde, sei fraglich. Wieder hagelt es Worte. Sie bleibt auf dem Baum. Er setzt sich zu Füßen des Baumes ins Gras, verschränkt die Arme und schaut verhöhlen hinauf, wo sie sich aus der Krone tiefer gleiten läßt und Versuche macht, ohne die Leiter hinunterzukommen. Es geht aber nicht, denn die tragfähigen Äste hören bald auf und über den langen Stamm kann sie sich in ihrem leichten Kleid nicht nieder-gleiten lassen, ohne es dabei zu zerreiben.

„No!“ balzt er hinauf. „Nek' wär's affurat recht, daß D' springst, i sang Di auf, hab la Sorg nit!“

Sie ist so wütend, daß sie überhaupt keine Antwort mehr gibt.

Er verlegt sich auf's Betteln. Sie bleibt Eis.

Auf einmal hört er etwas Mächtiges heranrennen.
„Jessas! A bodeter Stier!“ ruft er und ist mit einem Satz auf den Beinen, kragt auf den lahlen Stamm hinauf, zieht sich hoch, schwingt sich auf den ersten Ast.

Der Stier, eine losgerissene Kette nachschleifend, rast, den Baum niederstampfend, vorbei, und zwar so dicht am Baum, daß es ausfieht, als hätte er seine Hörner hineinrennen können. Das Stampfen seiner Hufe, unter denen Erdschollen aufsteigen, ist noch lange dumpf hörbar.

„Jetzt kann ma sobald nit abi, am End kummt's z'ruck, dös Dieß!“ sagt der Dieß und klettert, klettert mit einer Geschmeidigkeit sondergleichen immer höher, bis er gar nicht mehr weit ist von der Stasi, die dös auf einem Ast hockt.

„Woas kriachst denn nacher goar so hoch auf! Da unt'n am Ast hätt' di der Stier aa nimma derwischt! War soll'n ma jek zu der Leiter kumma!“ schimpft sie.

Er lacht sorglos. „I rutsch dann abi! Dös is leicht!“ Sie schweigt. Er rückt auf seinem Ast. „Knadt a bißle, ber Ast, is nit g'mütlisch.“ Er schwingt sich um einen Ast höher. „Is besser dahier!“

Sie nimmt von seiner Nähe keine Notiz. Er sitzt eine Weile, schaut ihr von untenher in die Augen, die aber über ihn hinwegblicken. Schwupp, ist er auf dem Ast, auf dem sie sitzt, dicht neben ihr.

„Was fällt Dir ein, er bricht!“ kreischt sie.
„Nix bricht.“ Zur Probe klemmt er sich mit beiden Handballen gegen den Ast und hutscht sich vergnügt. Sie klammert sich fest. „Hör' auf, sag' i!“

Er schaut sie an, findet keinen Gegenblick, schaut geradeaus, fängt an mit den Daumen zu drehen.
„Hutisch abi! Der Stier kummt nimma! Hol' d' Leiter, i will hoam!“ sagt sie.

„Vorher kriag i a Duß!“ verlangt er frech aber treuherzig.
„Woas kriagst?“

„A Duß!“ lacht er sie verliebt an.
„A Watsch'n eini!“ erwidert sie trohig.
„No halt a Watsch'n. Wä nit d' erste!“ Er hält ihr augenblinzend seine Wange hin. Sie wendet sich unwillig ab.

Er nimmt ihre Hand und legt sie sich auf die Wange. Sie zieht sie schnell weg, als hätte man sie ihr ins Feuer gesteckt.

Die Sonne geht unter. Bald ist's Abend. Der Dieß muß handeln. Also handelt er, indem er der Stasi den Arm um die Mitte schlingt und unerbittlich fest darauflos läßt. Und je mehr sie protestiert, desto hastiger verpappt er ihren schreiend widersprechenden Mund mit Küssen wie mit Pflastern.

„I — na — dös — derlab — — — i — — — nit...“
„Dös derlabst scho!“ lacht er selig.

„I — naa! I — — —“ So, jetzt ist Schluß, der Dieß hat ihr den Mund mit einem gehörigen Dauerkuß verstopft.

Es dämmert. Im Baum oben ist's sehr still.
Der Dieß kommt vom Baum herab, stellt sich hin, ruft glücklich hinauf: „Und jek kummt abi, Schach!“
Und die Stasi, ganz „Schach!“, ganz strahlend Verliebte, klettert, rutscht und springt zärtlich in seine Arme.

Waldschnepfen auf der Wanderung.

Von Hugo von Adler.

Die Zeit der Vogelwanderung ist vorüber. Im August nahm sie ihren Anfang mit dem Abzug der Störche und einiger Arten kleinerer Vögel. Seitdem folgten die verschiedenen Gattungen der Feld-, Wald- und Gartenvögel, wie alle Jahre, zu ihrer bestimmten Zeit, fast genau nach dem Kalender, wenn nicht ganz ausnahmsweise Witterungsverhältnisse die Tiere zwangen, von dem alljährlichen Reiseprogramm abzuweichen. Zu den letzten Zugvögeln, die uns im Herbst verlassen, gehören die Waldschnepfen. Hierzulande bemerkt man kaum ihren Abzug; sie verschwinden, wie die meisten Zugvögel von hier, sozusagen: In aller Heimlichkeit. Erst in fernen südlichen Ländern kann man unsere Zugvögel in oft enormen Schwärmen ziehen sehen, und es ist für jemanden, der sich gerade weit im Süden befindet, ein eigentümliches Gefühl, die heimatischen Vögel hier unten als vorüberziehende Reisende in großen Massen wiederzusehen.

Für viele Zugvögel bedeutet die Reise nach dem fernen Süden die gefährlichste Phase ihres Lebens. Zu solchen gehören auch die Waldschnepfen. Sie sind in der Zeit von Ende März bis Mitte April hier bei uns angekommen, haben unter dem Schutz der Jagdgesetze die Schießzeit auf dem Strich und im buschieren vom Sonntag Ostuli bis nach Ostern durchgemacht, haben im Mai ihre vier gelblichbraun gefleckten Eierchen gelegt, in zwanzig Tagen ausgebrütet und ihre Brut aufgezogen. Im Oktober fingen sie an, ihre Wanderung vorzubereiten, und nun sind sie längst in der südlichen Heimat, d. h. diejenigen von ihnen, die lebend

dort hinkamen. Denn keine Schießzeit hierzulande bedroht diese Zugvögel so stark, wie die Reise durch die südlichen Länder, in denen man kaum eine Schonzeit kennt.

Hundertfacher Tod drohte ihnen gerade auf der Reise. Und je weiter sie nach Süden kamen und je mehr sie sich allmählich zu immer größeren Schwärmen zusammenschlossen, desto größer wurden die Gefahren für sie, um so leichter die Nachstellungen. Es erging den Schnepfen auf ihrem Fluge vom Ende Oktober bis in den Dezember hinein fast ebenso, wie es z. B. den Wachteln im September und Oktober auf den fast gleichen Wegen ergangen war. Wo sie in jedem Jahr wieder durchzogen, wußte man genau, wann, bei welchem Wetter, und unter welchen stets wiederkehrenden Bedingungen sie kommen mußten. Mit allerhand Schießzeug, mit Fallen, Netzen und anderen unvaidmännischen Fanggeräten wurden die Zugvögel überall erwartet.

Alle Arten von Zugvögeln, jagdbare und nichtjagdbare, Raub- und Singvögel wurden an den Ufern des Mittelmeeres und seiner zugehörigen kleinen Gewässer von der Südküste Frankreichs, Italiens, Griechenlands bis an die Ufern des Schwarzen und des Marmara-Meeres zu Millionen und Abermillionen vernichtet.

Die Waldschnepfe machte davon nur in sofern eine Ausnahme, als sie, wenigstens im Orient, Wege nahm und Plätze zum Rasten vor dem Fluge über das große Meer wählte, die nicht so leicht zugänglich waren, wie z. B. die der Wachteln. Ortskundige Jäger fanden sie natürlich auch hier, aber infolge der größeren Unkosten und Schwierigkeiten, mit denen die Jagd auf Schnepfen verbunden war, waren es doch nur verhältnismäßig wenige und dafür bessere Jäger, die man auf der Schnepfenjagd antraf.

Fast alle Zugvögel rasteten in der Nähe von Konstantinopel, nur die Jüge der Schnepfen nahmen stets ihren Weg etwa 300 Kilometer weiter westlich und ließen sich in dem wilden Buschwerk und in den Dürungen bei Tcherkeßkieu im Vilajet Adrianopel zwischen der orientalischen Eisenbahnlinie und der Nordküste des Ägäischen Meeres nieder, bis das Wetter zum Weiterflug geeignet erschien.

Die Jagd auf Schnepfen schloß sich fast unmittelbar an die Jagd auf Wachteln an. Wenn die letzten Wachteljüge durchgekommen waren, fielen in der Regel schon die ersten Schnepfen bei Tcherkeßkieu ein. Die Bewohner dieses unwirtlichen Dorfes, die von den dorthin kommenden Jägern allerhand Geld als Walschisch für geleistete Dienste, oder beim Verkauf von Lebensmitteln einnahmen, sorgten für das rechtzeitige Bekanntwerden in der Konstantinopler Jägerwelt, daß der orientalische „Ostuli“ gekommen war.

Die Verbindung von Konstantinopel nach Tcherkeßkieu war für Jagdwende äußerst günstig. Man konnte von Konstantinopel abends den Konventionszug nach Wien benutzen, um am nächsten frühen Morgen in Tcherkeßkieu zu sein, und konnte von hier abends den Konventionszug Wien-Konstantinopel zur Rückfahrt nehmen, um frühmorgens wieder in Stambul zu sein. Mit Rücksicht auf die Kosten konnten glücklicherweise nur wenige Jäger sich diese Ausflüge erlauben. Viele Jäger aber verzichteten auf die Fahrt ins Waldschnepfen-Paradies in der Erinnerung an den Überfall auf den Orient-Express durch den Räuberhauptmann Athanas, der ausgerechnet bei Tcherkeßkieu vor nicht langer Zeit stattgefunden hatte. Vor diesem Athanas herrschte noch immer eine derartige Furcht, daß sogar manche Reisende nach Westeuropa die Seefahrt über das Schwarze Meer, mit Seekrankheit usw. der bequemeren Landverbindung über Adrianopel, Sofia usw. vorzogen. Athanas spulte noch in aller Köpfe, und manch' passionierter Waldschnepfenjäger blieb zu Hause aus purer Angst vor einem eventuellen abermaligen Erscheinen des Räuberhauptmanns bei Tcherkeßkieu.

Die Jagd selbst war mit Schwierigkeiten verknüpft. Das Buschieren in den schier undurchdringlichen Dürungen war für Jäger und Hund äußerst unbequem. Die Schnepfe stand hier oft zu früh auf. Man mußte sehr schnell schießen, da sie meist, — wenn überhaupt —, nur sekundenweis sichtbar wurde. Trotz alledem war die Jagd immer noch recht lohnend. Ich will nicht von eigenen Erfolgen sprechen; aber, um ein ungefähres Bild von dem Ertrag so einer Schnepfenjagd bei Tcherkeßkieu zu geben, sei gesagt, daß ein getreuer Jagdgefährte von mir, ein Italiener, der mit zwei vorzüglichen Hunden jagte, an einem Tage einmal zweiunddreißig Schnepfen zur Strecke brachte, während er nach seinen eigenen Angaben auf mindestens 50—60 Stück geschossen hatte.

Die Waldschnepfe wurde im Orient nicht hoch bewertet. Die Wildhändler zahlten durchschnittlich etwa 50 Pfennig für die Schnepfe. Man zog deshalb vor, die erlegten Schnepfen nicht zu verkaufen, sondern damit anderen Menschen eine Freude zu bereiten. Und so kam dann auch wohl manche Schnepfe aus dem Orient, die vielleicht erst vor wenigen Wochen den Norden lebend verlassen hatte, im Postpaket wieder zurück, um auf einer Tafel als Braten zu paradien. Im Winter immerhin ein seltener Genuß.